

wurde mir bewußt, daß zuerst an die einzelnen Menschen gedacht werden muß, die ja in sehr unterschiedlichen Verhältnissen zu ihrer Gemeinde (zu ihren Gemeinden) stehen. Ich denke an mich selber und an mein Verhältnis zu meiner Pfarrgemeinde am Ort, gerade in der Situation eines „jungen“ Familienvaters.

2. Die kleinstädtische Umwelt fördert mein Verhältnis zur kirchlichen Gemeinde nicht sonderlich, ist aber auch nicht hinderlich. Sie läßt es freundlich zu. Ich spüre, daß eine bestimmte Betroffenheit dazugehört, um mitzumachen und eventuell eine Verantwortung zu übernehmen. Die Liturgiegruppe versammelt sich stets an einem Abend. Da kann ich nicht mitmachen, weil die kleinen Kinder da den Vater brauchen. Und wenn sie einmal schlafen, gehe ich nicht mehr aus. Beim Familiengottesdienst für Kleinkinder an Weihnachten hingegen, da mache ich gerne mit, weil ich direkt als Familienvater betroffen bin. Diese Betroffenheit hat wohl mit Glauben zu tun – oder ist eine mögliche Brücke für den Glauben, der ja aus den verschiedensten Quellen gespeist wird.

3. Dann aber stellt sich die Frage der Glaubenskompetenz. Wann bin ich berechtigt, Mitverantwortung zu übernehmen? Es gibt Gemeindeleiter oder Bischöfe, die da einen bestimmten „Ausweis“ fordern. Die Firmung reicht nicht. Das zeigt sich besonders dann, wenn eine Gruppe von Gemeindegliedern (zum Beispiel als Pfarreigemeinderat) etwas aussagt, das den Hirten nicht paßt. Dann ist die Mitverantwortung vorbei. – Doch noch etwas anderes:

4. Könnte ich gemeindliche Strukturen als Strukturen der Betroffenheit umschreiben? Die neueste Sozialzyklika rezipiert kirchenamtlich (endlich) das Sprechen von „Strukturen der Sünde“ (Nr. 36). Sie haben zwar, heißt es da ungefähr, ihren Ursprung im Mißbrauch menschlicher Freiheit und Verantwortung, also in der Sünde als personaler Tat. Gleichzeitig aber türmen sich diese Übel zu Hindernissen auf, die eine kollektive, gesellschaftliche Kraft entfalten und eigenständig auf die einzelnen Menschen zurückwirken. Wenn das stimmt, dann kann man auch von „Strukturen der Umkehr“

sprechen, von Strukturen der Nachfolge, des Heilwerdens, ja von Strukturen des Heils. Sind kirchliche Gemeinden Strukturen des Heils? Ja. Sie haben zwar ihren Ursprung im Gelingen menschlicher Freiheit und Verantwortung, also in der Umkehr als personaler Tat. Gleichzeitig aber verknüpfen sich diese Betroffenheiten zu Beziehungsnetzen, die gesellschaftliche Kraft entfalten und eigenständig auf die einzelnen Menschen zurückwirken: etwa in Form von Gerechtigkeit, Frieden und Heilwerden der Schöpfung. In den sakramentalen Lebensfeiern kommen solche Strukturen verdichtet zum Ausdruck.

5. Je mehr ich fragmentarischen Einblick in die sogenannten Weltreligionen gewinne, je besser ich einige große Meister kennenlerne, desto besser verstehe ich, was uns über Jesus überliefert ist. Es scheint stets um das eine zu gehen: daß etwas vom Reich Gottes aufblitze, daß Erleuchtung geschehe, daß Leben sichtbar werde. Glauben hieße dann auch einander zu helfen, das „geschehen zu lassen“. Wenn ich Zeit und Geld hätte, würde ich gern den vielfältigsten Erfahrungen nachgehen und von ihnen her eine „Pastoral des Aufleuchtens“ skizzieren . . .

Gert Schneider

Zur Konflikt- und Kommunikationsfähigkeit von Ortsgemeinden

1. Kritische Zustimmung zu den Grundthesen

Den beiden Grundthesen von H. Steinkamp in seinem Beitrag in Heft 2/1988 kann ich kritisch zustimmen: Die Faszination der lateinamerikanischen Basisgemeinden macht spätestens an deren gesellschaftlichem Kontext halt und verfälscht diese damit entscheidend, denn die Sozialform Gemeinde allein vermag noch nicht Basisgemeinde als Praxisform zu erklären. Das parochiale Prinzip der volkshirchlichen Wirklichkeit verhindert Gemeindebildung, obwohl es sie intendiert und propagiert. Das scheint auf den ersten Blick innerhalb der Diskussion um die

christliche Gemeinde nichts Neues zu sein, denn schon die vielfältigen Auseinandersetzungen um die Gemeinde unter unterschiedlichen Gesichtspunkten hat deutlich gemacht, daß Gemeinde nicht einfach aus vorhandenen Strukturen abgeleitet werden kann, sondern eine Praxisform ist, die gerade bestehende Strukturen zu verändern vermag. Die von Christof Bäumler geprägte Formel, wonach Gemeinde als „kritisches Prinzip einer offenen Volkskirche“ zu verstehen sei, hatte damals die Auseinandersetzung schon sehr weit gebracht. Dasselbe gilt für Versuche, Gemeindebildungsprozesse näher zu beschreiben, nicht zuletzt unter der Chiffre „kommunikative Prozesse“. Schwierig gerät die Zustimmung zu Steinkamps Thesen dort, wo man nicht klar erkennen kann, was er mit „Pfarreiprinzip“ meint. Relativ ratlos wird man aus der Lektüre entlassen, wenn man nach Möglichkeiten von Gemeindebildung trotz und innerhalb parochialer Strukturen fragt. Die wie ein Frontalangriff wirkende These vom „Pfarreiprinzip“ bedarf in der Tat einer näheren Erläuterung, die Hermann Steinkamp in verschiedenen Gesprächen auch selbst gegeben hat und die man bei mehrmaligem Lesen des Artikels auch selber finden kann. Keinesfalls soll mit Pfarreiprinzip pauschal etwa die „Ortskirche“ gemeint sein, sondern vielmehr die Ideologie namhaft gemacht werden, die wesentlich als „Totalerfassungsprinzip“ oder „flächendeckende Pastoral“ erscheint. Damit ist dies aber wesentlich eine Folge funktionalisierter Religion gemäß den gesellschaftlichen Erwartungen, wonach Religion lediglich im individuellen Bereich eine Tröstungsfunktion wahrzunehmen habe. Dies ist aber im wesentlichen die Erwartung der bürgerlichen Mittelschicht, die in der Tat auf individuelle Tröstungsangebote reagiert und auch keine Solidarisierung braucht, das heißt, letztlich keine Gemeinde als „Praxisform“ will. Ein weiteres Kennzeichen der parochialen Ideologie ist die Vermeidung gesellschaftlich-ideologischer Konflikte. Auch damit entspricht sie den Erwartungen des Bürgertums, das jede Art von gesellschaftlicher Relevanz religiöser Praxis als gefährlich denunziert.

Von diesen Positionen aus ist allerdings sehr deutlich, wie wenig parochiale Strukturen von sich aus dazu beitragen können, daß Gemeindebildung im Sinne basisgemeindlicher Praxisformen gelingt. Sie verhindert diese sogar. Selbst, wenn versucht wird, in dem beschriebenen Rahmen Gemeindebildung zu initiieren, gelingt dies beinahe immer nur als eine Art Substrukturierung im Sinne optimaler Erfassungsorganisation. Auch dem kann ich voll zustimmen, denn das ist einmal Erfahrung, die sich hinreichend oft festmachen läßt, und zum anderen ist es beinahe logische Folge einer bürokratischen Großorganisation, die effektiv arbeiten will und daher allenfalls Substrukturierungen, aber nicht Gemeinden als selbständige Praxisformen gebrauchen kann. Gemeindebildung außerhalb aufwendiger Erfassungsprogramme kann tatsächlich von den vorhandenen Strukturen gar nicht geleistet werden, weil die Wahrnehmung von selbstorganisierten Gruppierungen nicht zu deren Organisationsraster gehört. Dies müßte sicher noch verdeutlicht werden, auch und vor allem im Hinblick auf eine notwendige Klärung, welche Bedeutung etwa „Ortsgemeinden“ innerhalb der von Hermann Steinkamp vorgelegten Thesen haben können.

2. Offene Fragen

Der Beitrag von Hermann Steinkamp läßt einige wichtige Fragen offen, die ich von meiner Sicht aus nennen und zur Diskussion stellen will. In seinen früheren Beiträgen hat Hermann Steinkamp zu Recht darauf aufmerksam gemacht, daß „Gemeinde“ erstens nicht als definierte Größe allein beschreibbar ist, sondern nur in einem dialektischen Spannungsverhältnis von Struktur und Prozeß verstanden werden kann, und zweitens der Definitionsprozeß selbst ein kommunikativer Prozeß sein muß. Gemeinde ist also wesentlich eine prozeßhafte Größe, und ihre Strukturen verändern sich nach Maßgabe der veränderten Prozesse.

Deshalb erscheint es zumindest etwas unverständlich, wenn in dem hier zur Debatte stehenden Beitrag gewissermaßen von der Struktur der ekklesialen Wirklichkeit Gemeindebildung „erwartet“ wird. Ich formuliere sehr ungeschützt eine Art Gegenthese: Indem selbstorganisierte Gruppen am Ran-

de oder außerhalb parochialer Systeme sich als Gemeinde verstehen lernen und dies auch gegenüber der Parochie als Interesse einklagen, können sich parochiale Strukturen verändern. Dafür gibt es in der Tat Beispiele: Die immer wieder debattierte Stellung der Mitgliedsgruppen der „Initiative Kirche von unten“ gegenüber den Großkirchen oder auch örtlicher Pfarreien kann nicht so gelöst werden, daß diese Gruppen einfach außerhalb dieser parochialen Strukturen im Sinne einer gegenseitigen Wahrnehmungslosigkeit existieren. Es gehört zu den spannenden Auseinandersetzungen innerhalb der „IKvu“, daß diese dialektische Beziehung zu parochialen Systemen bisher nicht geklärt ist und daher zunächst einmal offenbleiben muß. Es ist denkbar, daß es neben der Parochie lebendige Gruppen gibt, aber es ist auch denkbar, daß diese Gruppen die Parochie zum Diskurs herausfordern und schon dadurch Veränderungsprozesse in Gang setzen, die letztlich die Strukturen zu ändern vermögen. Das ist meine seit langem vertretene These von der Veränderung der Organisation durch Selbstorganisation. Im Klartext heißt das für mich: Ich möchte nicht warten, bis sich die parochialen Strukturen ändern, um dann Gemeindebildung zu ermöglichen.

Eine weitere offene Frage ist für mich nach der Lektüre des Beitrages von Hermann Steinkamp, ob und inwieweit nicht tatsächlich die bereits vorhandenen Praxisformen von basisgemeindlichen Aktivitäten einen Beitrag zu einem „differenzierten Praxisfeld“ darstellen, das von der Parochie sicherlich permanent verhindert wird zugunsten optimaler Effektivitätssteigerung organisierter Parochien. Die gesellschaftlichen Erwartungen an religiöse Subsysteme sind gerade das Gegenteil von einem „differenzierten Praxisfeld“. Ich kann aber nicht warten, bis sich diese Funktionen der Parochien ändern, sondern kann statt dessen sowohl gegenüber der Gesellschaft als auch gegenüber den Großkirchen eine andere Form von Gemeinde einklagen. Das geschieht bereits mancherorts.

3. Die Chancen von „Ortsgemeinden“

Wenn der Leser des Beitrages erkannt hat, daß mit „Pfarreiprinzip“ nicht die „Ortsge-

meinde“ pauschal gemeint ist, kann er Chancen entdecken, die gerade örtlichen Pfarreien gegeben sind. Dabei muß sicher deutlich gesagt werden, daß auch das „Ortsprinzip“ nicht eo ipso Garant für Gemeindebildung ist, aber die Entdeckung örtlicher Solidarisierungen und überschaubarer Prozesse in lokalen Ebenen sollte Mut machen, auch der klassischen Ortsgemeinde zuzutrauen, daß sie ihre Strukturen ändert. Indem örtliche Gemeinden etwa Arbeitsloseninitiativen wahrnehmen (nicht: unter ihr „Dach“ holen!), Friedensgruppen akzeptieren, Umweltschutzinitiativen und Bürgerinitiativen unterstützen usw., verändern sie sich selber. Dies zunächst innerhalb ihrer eigenen Gremien und Klientel. Wenn eine örtliche Gemeinde einmal lernt, über diese lokalen Fragen Konflikte zu riskieren, wird sie sich selber ändern. Das kann ich aus meinem eigenen Erfahrungsbereich bestätigen. Mir ist das deswegen so wichtig, weil ich nach Möglichkeiten suche, innerhalb bestehender parochialer Systeme Veränderungen zu bewirken. Das ist sicher eine Grundentscheidung zugunsten von „Reform“ kontra „Revolution“. Es scheint mir aber die – nüchtern betrachtet – einzige reale Möglichkeit zu sein, denn die parochiale Ideologie kann nur durch lokale und punktuelle Initiativen, die sich auf Dauer miteinander „vernetzen“, verändert werden. Dies wäre einmal ein Beitrag zum „differenzierten Praxisfeld“, zum ändern eine wiederentdeckte Form von „Koinonia“. Die örtlichen Gemeinden haben in der Tat solche Chancen, die ich vor allem in meinem Arbeitsbereich sehe, im ländlichen Gebiet. Nachdem dort durch alle möglichen kommunalen Reformen die Selbständigkeit dörflicher Kommunikationsstrukturen eingegeben wurde zugunsten eines oft merkwürdigen „flächendeckenden“ Versorgungssystems, suchen die Menschen nach Alternativen. Die örtlichen Kirchengemeinden stehen zwar unter dem gleichen Druck seitens der kirchlichen Behörden, haben aber bisher wenigstens noch Gelegenheit, dem zu widersprechen.

4. „Wenn die Betreuer sich ändern“

Das führt mich zu meiner letzten Überlegung nach der Lektüre von Hermann Steinkamps Beitrag. Mir ist klar, daß die soeben

skizzierten Veränderungsmöglichkeiten nicht gelingen können, wenn das Personal nicht selbst Veränderungen wagt. Dazu scheint die derzeitige Ausbildung, vor allem der Gemeindeleiter, keineswegs anzuregen. Wenn man sich einmal das Verständnis von „Pastoral“ in offiziellen Verlautbarungen anschaut, kann man in der Tat Zweifel an jeglicher Veränderungsmöglichkeit bekommen. Pastoral wird – etwas pauschal gesagt – weithin als eine flächendeckende, individuelle Sakramentenpraxis verstanden, zu deren Ausübung es nicht einmal nötig ist, Menschen anzustellen, die der Landessprache mächtig sind. Ebenso werden alle „Laienmitarbeiter“ im pastoralen Dienst lediglich als „Helfer“ innerhalb dieser so verstandenen Pastoral deklariert. Dies bestätigt Hermann Steinkamps These voll und ganz. Nur: es muß ja nicht so sein! Wenn die „Betreuer“ sich änderten, könnte schon eine Menge gewonnen sein. Dies ist zunächst eine Forderung an die Ausbildung der Gemeindeleiter, also der Pfarrer. Sie müßten lernen, mehr Begleiter zu sein und weniger Allzuständige, sie müßten Kooperation lernen mit pastoralen Mitarbeitern, und sie müßten beraten werden. Alles Forderungen, die seit Jahren gestellt werden, bisher ohne nennenswerten Erfolg. Dem lassen sich aber andere Praxisformen entgegenstellen, und dazu bedarf es der Wahrnehmung bereits vorhandener Initiativen in den einzelnen Bistümern. Es gibt bereits Arbeitsgemeinschaften von Teampfarreien, es gibt auch Parochien, die pastorale Mitarbeiter ohne kirchenamtliche Besoldung anstellen, und es gibt Versuche, pastorale Aus- und Weiterbildung in Selbstorganisation zu betreiben.

Ziel aller solcher Initiativen und Überlegungen müßte sein, vorhandene parochiale Ideologie zum Diskurs herauszufordern und selbst – oft mühsam – zu lernen, jene Anforderungen und Zumutungen zu verweigern, die auf eine Perpetuierung dieser Strukturen hinauslaufen. Das geht nur in Solidarität, nicht nur mit kirchlichen Gruppen, sondern vor allem auch mit jenen Gruppen, die völlig neue Praxisformen entwickelt haben, in denen erstarrte Formen christlicher Überlieferung aktuelle Gestalt gewinnen. Diese Gruppen sind nicht automatisch kirchlich zu „vereinnahmen“, sondern in Solidarität und Partnerschaft mit ihnen könnte tatsächlich

so etwas wie Gemeindebildung als Bildung neuer Praxisformen gelingen.

Ich halte den Beitrag von Hermann Steinkamp für äußerst wichtig, weil er die Diskussion um die christliche Gemeinde in produktiver Ungeduld neu entfacht, und es wäre schade, wenn oberflächliche Mißverständnisse die Diskussion im Sande verlaufen ließen.

Hermann Steinkamp

Für eine argumentative und streitbar-emotionale Diskussion

Um mich nicht zu einem „Schlußwort“ verleiten zu lassen in einer Debatte, von der ich hoffe, daß darin das letzte Wort noch nicht gesprochen ist, will ich meinerseits eine Art Zwischenfazit versuchen. Beim Studium der Stellungnahmen fiel mir auf, daß ich auf einzelne der Kolleg(inn)en nicht nur argumentierend, sondern auch emotional reagierte. Die Reaktionen möchte ich in einigen eher „meta-kommunikativen“ Anmerkungen einfließen lassen dürfen.

Zuvor zur Erinnerung: Die These, daß unter den hiesigen volkskirchlichen Bedingungen „Pfarrei Gemeinde verhindert“¹, war mein Versuch, beim Münsteraner Lateinamerikakongreß im Herbst 1987 etwas zu „Prozessen der Gemeindebildung dort und hier“ beizutragen. Noch unter dem Eindruck eines dreimonatigen Brasilienaufenthalts lag mir besonders viel daran, vorschnellen und, wie ich bis heute meine, blauäugigen Transfer-Versuchen zu widerstehen, „Basisgemeinden im hiesigen Kontext“ zu identifizieren oder gar zu „gründen“.

Die Reaktionen von Kolleg(inn)en und (zumal) Pfarrern empfinde ich als differenzierend und weiterführend, egal, ob sie eher zustimmend oder eher kritisch ausfielen: Das Thema scheint nach wie vor „heiß“ zu sein. Erstaunlich für mich war eine Reaktion, die M. Blasberg-Kuhnke offenbar geahnt hatte: „... daß diese These ... mehr Emotionen denn eine gründliche, theoretisch wie prak-

¹ Vgl. Diakonia 2/1988.